

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 51

Artikel: Der Sohn
Autor: Widmer, Wally
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn

Die alte Sägerei liegt abseits von Dorf und Bahnhof, gleichsam im Dreieck zu ihnen, und wenn am Morgen die ersten Sonnenstrahlen über sie hinblitzen, scheint es, als löse sich ihre Bauvalligkeit in vielen leuchtenden Farben auf. Jetzt, wo die Abend Schatten sie langsam verhüllen, ist nichts mehr von dieser Buntheit zu sehen.

Vorsichtig klopft der Meister die Pfeife aus, gleitet von der Ofenbank und nimmt die Laterne vom Schaf. „Ich gehe“, sagt er, indem er die Türe öffnet.

Die Frau antwortet nicht. Sie nickt nur kaum merklich, wie um zu sagen, daß es gut sei. Eine Weile horcht sie auf die Schritte, die langsam Haus und Werkstatt durchwandern und sich gegen den Garten hin entfernen. Dann fällt die Einsamkeit in den niedern Raum. So groß und so stark ist sie, daß sogar das leise Geräusch der klappernden Nadeln abbricht und die zerarbeiteten Hände wie aufgelöst in den Schoß zurücksinken.

So ist es immer gewesen, seit Frau Marta hier ihren Einzug hielt; und dabei hat schon ein ganzer Strom von Jahren jenen Tag in nebelhafte Fernen gespült: Die Laterne in der Hand wandert der Meister durch die nächtlichen Räume, macht einen Rehr um den Garten und kommt wieder zurück. „Es ist alles in Ordnung, wir können zu Bett“, sagt er dann, während er die zitternde Flamme zwischen zwei Fingern erdrosselt. So fest ist dieser tägliche Rundgang in das Leben ihres Mannes eingefügt, daß er sogar an jenem Abend vor zwei Jahren, als Peter nach einem unglückseligen Streit mit dem Vater über die einsame Landstraße zog, nicht unterblieb.

Aber auf einmal dünkt es die Frau, als habe sich in den letzten Tagen doch etwas geändert. Nicht, daß etwas Besonderes geschehen wäre, nur — „sein Schritt ist schwerer geworden, und er bleibt länger als sonst im Garten. Ob er dann wohl daran denkt, daß nun eigentlich alles ganz umsonst gewesen ist? Es sind harte Worte gefallen damals, und sie haben gewirkt wie Raubreif auf einer jungen Saat. Und nun? Wo Peter die Fortsetzung des Sträßchens wollte, um nicht mehr den langen Umweg über das Dorf machen zu müssen, wenn es galt, die Holzfabren zur Bahn zu bringen, da haben jetzt Soldaten einen breiten Weg quer durch den Garten gestampft und wer weiß, ob nicht sehr bald eine Straße daraus wird? Seltsam lange sind gestern die Feldgrauen am Gartenrand gestanden.“

Die Frau seufzt, lauscht hinaus. Dann wandern ihre Gedanken wieder den Weg entlang, den damals ihr Sohn gegangen ist.

... Peter! Wo er bloß sein mag? Wie anders wäre alles ohne diesen einfältigen Streit. Man wüßte, an welcher Grenze er wacht, und man könnte ihm einen Gruß schicken. Man wäre auch ganz sicher, daß er alles hat, was er braucht, denn man hätte es ihm selber zurechtgemacht ... Jetzt? Vielleicht hat es eine fremde Frau getan, vielleicht auch er selber.“

Mit einer müden Bewegung nimmt die Frau ihre Strickarbeit wieder auf. „Starrköpfe sind sie beide, der Vater wie der Sohn!“ murmelt sie bekümmert.

Etwas später kommt der Meister zurück. Er drückt die Kerze aus und stellt die Laterne auf den Schaf; dann steht er noch eine Weile neben seiner Frau am Fenster. Wie ein ungeheurer Schattenriß steigt drüben das Dorf aus der Erde. Ein einziger schwacher Lichtschein legt sich gleich am Anfang quer über die Straße, man sieht seine Quelle nicht, aber man weiß, daß er aus dem Wirtshaus kommt. Die andern Fenster sind dunkel.

„Sogar daran merkt man es, daß wir in einer neuen Zeit leben“, murmelt der Meister; „sie gehen noch früher als sonst zu Bett, um das Licht zu sparen.“

Die Frau hebt den Blick und wirft ihn forschend in die abgedunkelten Züge ihres Mannes. Er spürt ihn und dreht sich um. „Gehen wir auch“, tönt es trotzig über seine Schultern zurück.

Schwarz wölbt sich die Nacht über dem schlafenden Dorf. Kein Stern leuchtet am traurig verhüllten Himmel. Gegen Mitternacht erwacht der Meister. Er hebt den Kopf, horcht — irgendwo ertönt eine Glocke. Aber nur eine einzige Schwingung schlägt an sein Ohr, und er errät darum nicht, wie spät es ist. Und dann ist es wieder nur noch der Wind, der sorglos über die Büsche streichelt.

Der Mann tastet nach dem Bettpfosten, um sich zu überzeugen, daß sein Gewehr noch dort stehe und dreht sich wieder auf die Seite. Aber auch die Augen seiner Frau sind jetzt groß aufgeschlagen, und von ihren halbverborgenen Lippen kommt es leise:

„Es ist jemand unterwegs, ich habe es ganz deutlich gehört.“

Und wirklich: Mitten in ihr Flüstern hinein hebt das Geräusch wieder an; gerade, als ob einer die Erde umgrabe, drüben bei den Johannisbeerbüschen. Der Meister gleitet vom Lager, schlüpft in die Kleider und verläßt die Kammer.

Eine Weile später tritt er in den Garten. Die Johannisbeerbüsche bewegen sich hin und her, er sieht es durch das Dunkel. Aber noch ein anderer Schatten bewegt sich. Zuerst ist er groß und schmal, aber auf einmal fällt er in die Büsche zurück. Ein Feldgrauer kauert über der Erde, zerrt am Stamm eines Busches und reißt ihn endlich aus dem Grund. Dann dreht er sich langsam ins Licht: Es ist Peter.

Überrascht und gereizt zugleich fragt der Meister, was er hier tue. Peter zuckt mit den Schultern, klatscht den Grund von den Händen und erhebt sich. Dann geht er zum Birnbaum, und gefolgt von den fragenden Blicken des Zurückgebliebenen schlüpft er in seinen Rock und stülpt den Helm auf. Erst als dies getan ist, kommt er wieder zurück, übergibt dem Vater einen Umschlag und nimmt dann selber die Laterne.

Zwei Blätter sind es, die der Meister sorgsam entfaltet und liest: Der Urlaubschein des Sohnes und ein militärisches Schreiben an ihn selber. Sein knapper Inhalt lautet, daß man aus besonderen Gründen gezwungen sei, den Weg durch seinen Garten zu einer Fahrstraße auszubauen, und daß man ihn darum bitte, ein weiteres Stück Land dafür zur Verfügung zu stellen. Die Blätter in den Händen des Meisters knistern leise.

„So also steht es“, denkt er. „Und mein eigener Sohn hat mir diesen Wisch gebracht. Und jetzt wartet er mit Ungeduld darauf, seiner Schadenfreude Luft zu machen.“

Noch vieles fällt ihm ein, das ihm das Blut heiß durch die Adern treibt. Mit einer zornigen Bewegung hebt er den Kopf, öffnet die Lippen — aber dann ist es ihm plötzlich, als stürze all das, was er zu sagen im Begriffe war, wie ein gefällter Baum in ihn selber zurück. Wie anders ist dieses Gesicht ihm gegenüber. Ohne Vorwurf oder Schadenfreude, ja gleichsam ohne Erinnerung steht es im schwachen Lichtschein der hochgehaltenen Laterne, und über ihm breitet sich deutlich die Prägung jener Menschen, deren Wille in der harten Schule einer höheren Ordnung eingeschmolzen wurde. Da fühlt er zum zweiten Male in dieser Nacht, daß eine neue Zeit angebrochen ist, eine Zeit, die fordert — dort draußen, wo der Tod wie ein Wucherer über die geborstenen Felder schreitet, und hier drinnen.

„Und jetzt willst du die Büsche versetzen?“ fragt er fast scheu.

Peter nickt: „Ja, es wäre schade um sie. Sie sind doch sicher noch jung?“

Er will noch hinzufügen, daß sie jedenfalls noch nicht da waren, damals, als er fortging. Doch es geschieht das Seltsame, daß das Licht in seinen Händen zittert, und daß dieses Zittern auch über die zerfurchten Züge seines Vaters gleitet — und er

schweigt. Er setzt Helm und Laterne neben sich auf den Boden, tritt ganz nah an den Vater heran und hebt beide Arme. Und während er sie behutsam um den Hals des Mannes legt, fühlt er sich selber umklammert, und eine Hand fährt aufgeregt durch seine Haare. Nur einen Augenblick lang dauert es, dann steht er allein am Rande des Lichtkreises.

Der Vater ist ins Dunkel zurückgetaucht. Vom Haus her ertönt sein Ruf:

„Mutter! Sorg' für einen guten Kaffee! Peter ist da.“

Eine ferne Stimme gibt Antwort; Peter kann sie nicht verstehen. Aber eine unbändige Freude erfasst ihn plötzlich. Er eilt zu seinem Spaten, hebt ihn auf und stößt ihn erneut in die feuchte Erde. Lautlos, aber in fast wilder Folge stürzen die Schollen von der blanken Schaufel.

Und dann kommt auch der Vater wieder zurück, und zusammen graben sie die beiden letzten Büsche aus. Wally Widmer.

Gehnsucht nach Weihnachten

Kriegszeit. Keiner ist gefeiert —
keiner vor Schuld, keiner vor Leid.
Und ein Schrei will sich entwinden:
Laß den Krieger nach Hause finden!
Laß von Wahn und Haß uns gesunden!
Heile — o wie heilst du all die Wunden,
quadenreiche Weihnachtszeit?

O, 's ist nicht nur Christbaumschein,
nicht die traute Stube allein
was die nahe Heilige Nacht
uns so köstlich macht . . .

Kriegszeit. Keiner ist gefeiert —
aber allen ist das Hoffen,
ist der Blick ins Freie offen,
und durch manche Seele, die da trauert,
wehes Glück der Gehnsucht schauert,
daß es einmal wahr soll werden:
Friede auf Erden!

Robert Mächler

Erbsen und kein Ende

Wieviele Erbsen waren es?

Erbsen, nichts wie Erbsen . . . Und Zahlen, nichts wie Zahlen . . . Erbsen, Zahlen . . . Zahlen, Erbsen . . . Das hatte einem bereits bis in die Träume verfolgt. Nun ist es vorbei, Gottseidank; der Kartensegen hat aufgehört sich ins Haus zu ergießen, die Bestellungen, Telefone und Briefe in Sachen des Wettbewerbs bleiben nun aus; eine Stille herrscht jetzt hier, die mutet einen an, als ob eine gewaltig lärmende Maschine soeben abgestellt worden wäre. Ja, nun ist der Wettbewerb zu Ende . . . Gottseidank . . .

Nachdem der städtische Eichmeister das amtlich geprüfte Littergefäß mit Erbsen gefüllt hatte, füllte Herr Notar Fleuti am 6. November nachmittags Punkt zwei Uhr diese Erbsen in eine Dvomaltine-Büchse um, die er dann vor Zeugen eigenhändig versiegelte. Vom 16. bis zum 30. November war sie dann zur Besichtigung in einem Schaufenster des Wollenhofs an der Waaghausegasse ausgestellt.

Wieviele Erbsen waren darin? Niemand hat es gewußt, bis es vorhin ausgekommen ist. Aber alle meine Bekannten haben mir diese Kenntnis immerfort unterstellt, und mit ihren Fragen, Versprechungen und Drohungen haben sie mich fast aus dem Häuschen gebracht. Dafür fand sich aber auch ziemlich viel Humor in der Wettbewerbskorrespondenz; das konnte einem für die Mühe und den Ärger ein wenig schadlos halten.

„Wieviele Erbsen sind in der Büchse?“ hat einer geschrieben. „Es sind 1000 Erbsen in einer großen Büchse und es wird gut sein. Es grüßt sich . . . M . . .“

Ein anderer schrieb: „Nehme Teil an Ihrer Wettbewerbe. In dieser Büchse sind genau 5000 Erbsen. Wenn Sie noch mehr einbringen, so können Sie sich bei mir vorstellen.“

Schlauer als andere war folgende Antwort: „In einer Dvomaltine-Büchse sind keine Erbsen, sondern Dvomaltine.“

Solche und ähnliche Briefe sind in großer Zahl zu uns gekommen. Aber größer und immer größer wurde die Flut der einlaufenden Gutscheine; mit Rücksicht auf diesen Erfolg wurde dann die Eingabefrist, die ursprünglich bis zum 2. Dezember laufen sollte, bis zum 10. Dezember verlängert.

Und die Schätzungen selber? Von Null bis anderthalb Millionen Erbsen sind so ziemlich alle Zahlen vertreten gewesen; einige scheinen allerdings nicht Erbsen, sondern Kastanien oder Gries gezählt zu haben. Wer aber seriös gezählt hatte (und es sind in den letzten Wochen viel Erbsen gezählt worden, ganze Sonntage lang unter Umständen), der konnte nicht allzu weit vom richtigen Resultat landen.

Was ist nun aber die richtige Schätzung? Die Büchse ist am Donnerstagabend, es war genau 19.07 Uhr, bedingungsgemäß vom Notar geöffnet worden; bis 20.37 Uhr hat er dann die Erbsen gezählt, und nach ihm hat jeweils, von hundert zu hundert Erbsen, ein Zweiter und ein Dritter seine Zahlen kontrolliert. Und dann — dann wußten wir, als erste, wieviele Erbsen fünf Wochen lang in der Dvomaltine-Büchse gelegen hatten. Wieviele waren es? Ich darf es nicht sagen, der Redaktor will das Resultat nachstehend selber verkünden. S. W.

* * *

Ganz richtig, diese feierliche Angelegenheit habe ich mir für mich selbst vorbehalten. Ich werde nunmehr also das

Resultat des Wettbewerbs

verkünden. Von der ungeheuren Menge von Erbsen, die in den Tagen vom 16. November bis zum 10. Dezember gezählt wur-